

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 129 — Bromberg, den 21. Juni — 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von Edmund Sabott.

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(5. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Argentuela sah zu der weißen Decke empor und dachte nach. Es fiel ihm nicht schwer, sich das Gesicht seines Retters in die Erinnerung zurückzurufen.

„Die Wächter des Hermes-Hauses", berichtete der Oberst, „wußten überhaupt nicht, daß sich noch jemand in den oberen Stockwerken aufhielt. Das ist sehr merkwürdig. Ich habe allen den Mann beschrieben, so gut ich es eben konnte, denn ich sah ihn nur sehr flüchtig in der Dunkelheit. Niemand kennt ihn."

„Sie haben ihn aber gesehen?"

„Ja."

„Würden Sie ihn wiedererkennen?"

Holligan vergegenwärtigte sich das Bild, das er von dem Unbekannten in der Erinnerung zurückbehalten hatte. „Wahrscheinlich. Er hatte sich an der Stirn verletzt und blutete stark. An der Narbe würde ich ihn erkennen."

Argentuela zermarterte sein Gedächtnis nach dem Namen, den sein Retter ihm genannt hatte. Es war ein deutschklingender, kurzer und leicht auszusprechender Name gewesen. „Er heißt Jan Fock!" rief er plötzlich. „Charles, merken Sie es sich bitte! Er heißt Jan Fock!"

„Jan Fock," wiederholte Holligan, und Argentuela nickte. „Sie müssen ihn finden, Charles, und ihn zu mir bringen. Ich will ihm danken. Wahrscheinlich ist er ein einfacher Arbeiter, vielleicht ist er sogar in Not. Er soll sein Leben nicht umsonst für mich eingesetzt haben . . ."

„Scheinbar liegt ihm wenig an Ihrem Dank!"

„Dann will ich ihm meinen Dank aufzwingen, Charles!" sagte Argentuela und entsann sich erschüttert der Rastpause auf der Treppe des brennenden Hauses, wo er Jan Fock gebeten hatte, ihn liegen zu lassen und sich allein zu retten. Sie waren nicht in dem Feuer, Charles, Sie sind nicht auf Leben und Tod durch den grauenhaften Rauch gerannt, — mit einer schweren Last auf dem Rücken! Sie können nicht begreifen, was der Mann für mich getan und gewagt hat, als er mich auf seinen Rücken nahm. Er tat es, ohne zu wissen, wer ich sei. — Weshalb tat er das? Was hab ich ihm Gutes getan, daß er sein Leben für mich einsetzte? Für mich, den er nicht kannte, hat er sich foltern lassen . . ."

„Sie dürfen sich nicht erregen, Juan . . .!"

Aber Argentuela hörte nicht auf ihn. Er drehte sich auf die Seite, um seinem Freunde näher zu sein und raunte ihm in heißer Erregung zu: „Während mich Jan Fock aus dem Feuer trug, Charles, hab ich die Menschen wieder lieben und achten gelernt . . . Die Menschen sind ein tückisches Gesindel, verächtliche Verbrecher, Charles, die man betrügen oder töten muß, wenn man nicht selber betrogen oder getötet werden will. So dachte ich! Ich habe gehaßt und verachtet . . ."

„Sie müssen sich schonen, Juan! Ich bitte Sie!"

„Ich brauche mich nicht mehr zu schonen, Charles! Es ist zu spät. — Hören Sie, ich will diesen Mann sehen, der mich gelehrt hat, die Menschen wieder zu lieben und zu achten. Er hat mich glücklich gemacht. Und auch ich will ihn glücklich machen! Ich werde sterben, aber ich will . . . ihn . . . glücklich machen . . ."

Argentuela hatte mit beiden Händen die Hand des Obersten umklammert und sich halb aufgerichtet. Plötzlich versagte ihm die Stimme. Sein Atem kam pfeifend aus den Lungen. Er sank in die Kissen zurück und schwieg erschöpft. Seine Augen fielen zu. Auf seiner Stirn stand dicker Schweiß. Sein Körper zog sich zusammen.

Holligan sprang auf, um die Schwester und einen Arzt zu rufen. Da öffnete Argentuela wieder die Augen.

„Noch sterbe ich nicht, Charles! Erst muß ich i h n wiedersehen!" flüsterte er mit ermatteter trockner Stimme: „Forschen Sie nach ihm! Suchen Sie mir Jan Fock!"

„Ich will ihn suchen!" versprach der Oberst und drückte dem Kranken die Hand.

*

Da eine Erkundigung bei der Polizei ergab, daß in Berlin ein Mann namens Jan Fock nicht wohnhaft war, erließ der Oberst in allen Berliner Tageszeitungen einen Aufruf nach dem Gesuchten. Aber zu der Zeit, als der Aufruf in den Morgenblättern erschien, fuhr Jan Fock durch die winterlichen Alpen der lombardischen Tiefebene entgegen.

VIII.

Frau Marguery stand winkend und lächelnd auf dem Bahnsteig, als der Zug in die Halle fuhr. Die Sorgen, mit denen sich Erla während der Reise geplagt hatte, wichen beim Anblick dieses Lächelns. Etwas sehr Schlimmes konnte unmöglich geschehen sein. Frau Marguery umarmte ihre Tochter und küßte sie, während Fehr mit abgezogenem Hut einen halben Schritt hinter ihnen stand, dann vortrat, die Hacken zusammennahm und mit tiefer Verbeugung Frau Marguerys Hand mit den Lippen berührte.

„Wie geht es Papa?" war Erlas erste Frage, als Fehr wieder zurücktrat.

„Danke! Er ist wohlauf und läßt dich grüßen. Er wäre selbst gekommen, wenn er nicht gestern abend nach Hamburg gerufen worden wäre."

„Zu Johanning?"

„Ja, zu Johanning," antwortete Frau Marguery und lächelte noch immer. Ihre Miene verriet nichts, keine Niedergeschlagenheit, keine Sorge.

Das Auto fuhr am Landwehrkanal entlang. Eine silberne Vorfrühlingssonne schimmerte durch die kahlen Äste, und es sah aus, als dürfe man sich jeden Morgen auf die Überraschung gefaßt machen, den Frühling zu begrüßen. Erla freute sich von Herzen ihres Wiedersehens mit Berlin, freute sich auf die morgendlichen Spazierritte durch den Tiergarten, auf das Haus in Grünau und auf die Wasserfahrten zwischen Treptow, Zeuthen und der Woltersdorfer Schleuse. Sie wäre ganz glücklich gewesen, wenn Jörn nicht ein Gesicht gemacht hätte, als verzehre er sich vor Sehnsucht nach dem Süden. Er lächelte zwar und war noch höflicher als sonst, aber Erla erkannte sehr wohl, daß seine Miene nichts anderes war als eine trübselige Lüge.

Wäre in der ledernen Handtasche, die Erla auf dem Schoße hielt, statt des falschen der echte „Blue Star" gewesen, so hätte sie sich vollkommen glücklich gefühlt.

Vor dem Hause am Kurfürstendamm verabschiedete sich Fehr. Es kostete ihn einige Überwindung, Erlas herzlichen Blick zu ertragen. Er kam sich schlecht und schamlos vor, als er ihr versprach, morgen vormittag bei ihr vorzusprechen und sich zu erkundigen, wie sie die Reise überstanden habe. Er gab seiner Versicherung einen Klang, als zähle er die Stunden bis zu ihrem Wiedersehen, und für dieses Verstellungsstück verachtete er sich noch tiefer, obwohl das Lügen ihm überraschend leicht fiel.

Schon im Vorraum des Treppenhauses fragte Erla: „Was ist geschehen, Mama? Warum seid ihr — du und Papa — nicht mehr nach San Remo gekommen?"

Frau Marguery wandte sich ihr ruhig zu. Ihre Miene und ihr Blick waren nie beherrschter gewesen. „Papa hat geschäftlich schwere Verluste erlitten, Erla, und er ist unabkömmlich . . ."

„Sehr schwere?"

„Ja, Erla, sehr schwere."

Sie stiegen schweigend bis zum ersten Stock hinauf. Das Mädchen nahm sie in Empfang und half ihnen aus den Überkleidern.

„Du wirst erst ein Bad nehmen wollen, Erla", sagte Frau Marguery, „und du mußt dich auch ein wenig ruhen."

„Nachher, Mama!" Sie nickte ihrer Mutter durch den Spiegel, vor dem sie sich das Haar ordnete, lächelnd zu und wandte sich dann um. Sie gingen in den Musiksalon, der Frau Marguerys liebster Aufenthalt war. Das große viereckige Zimmer war in Schwarz und Weiß gehalten. Etliche Stahlstiche englischer Herkunft schmückten als Fries die Wände.

Erla blieb neben dem Flügel stehen, der in der Mitte stand, und stützte sich leicht auf. „Nun mußt du mir erzählen, Mama! Verschweig aber nichts! Ich habe keine Furcht vor der Wahrheit!"

„Ich werde dir nichts verschweigen, Kind, denn eines Tages müßtest du doch alles erfahren."

„Nun gut! Wir sind arm geworden?" Erla fragte das in einem ernsten, aber keineswegs sorgenvollen Ton. Ihre Stirn war leicht zusammengezogen.

„Ja, Erla."

„Das mexikanische Geschäft ist mißglückt?"

Erla erfuhr von dem Zusammenbruch Goodefrees und der Beschlagnahme der Ölfelder von La Porida und Salado zugunsten der „National Oil Company"." Als Frau Marguery von dem drohenden Ende der Firma Karl Johanning u. Söhne sprach, zogen sich Erlas Brauen noch enger zusammen. Es war, als sähe sie in allzu blendendes Licht, aber sie hörte ruhig und ohne eine einzige unbeherrschte Bewegung zu. Als ihre Mutter geendet hatte, fragte sie: „Leidet Papa sehr?"

„Nein, er ist sehr gefaßt und ruhig. Er hat es sehr schnell überstanden scheinbar."

„Du fürchtest, daß es vielleicht doch schlimm um ihn steht?"

„Er läßt sich nicht in das Herz sehen — und darum sorge ich mich um ihn."

Nach einer Pause fragte Erla: „Was bleibt uns noch? Nichts?"

„So gut wie nichts. Papa denkt nicht daran, das zu beschönigen, und ich bin ihm dankbar dafür. Uns bleibt das Haus in Grünau. Papa hofft, es verkaufen zu können. Was und wie er nun beginnen wird, hängt von den Vergleichsverhandlungen ab, die sie heute bei Johanning in Hamburg führen."

„Hast du Hoffnungen, daß die Verhandlung gut auslaufen wird?"

„Nein. Papa hat heute morgen telegraphiert. Ich bat ihn darum bei seiner Abreise. Die ersten Besprechungen gestern abend lassen befürchten, daß Johanning auf nichts mehr rechnen kann."

Beide schwiegen. Die Porzellanuhr auf dem Kaminsims tickte eilig, als könne sie nicht schnell genug über diese Stunde hinwegkommen.

Erla sah vor sich nieder auf den Teppich und verfolgte mit den Blicken aufmerksam die verschlungenen Linien des Musters. Nie in ihrem Leben hatte sie die Not kennengelernt, ja, sie hatte überhaupt niemals gefürchtet, daß sie in Not geraten könnte. Jetzt, da diese Bedrohung dicht vor ihr stand, konnte sie keinerlei Bestürzung oder Angst in sich entdecken. Fühlte sie nicht sogar eine gewisse Erleichterung? Blies nicht endlich in das einschläfernde Einerlei ihrer verantwortungslosen Tage ein erfrischender kühler Wind? Man mußte jetzt die Augen klar halten und zeigen, ob man ein nützliches oder überflüssiges Geschöpf auf dieser Erde war.

Sie ging zu ihrer Mutter hinüber, die in einem Sessel des ein wenig erhöhten Erkers saß, ließ sich auf die Knie nieder und faltete ihre Hände in Frau Marguerys Hände. „Du darfst nicht so mutlos aussehen, kleine Mama!"

„Ich bin nicht mutlos, Erla, aber ich ängstige mich um dich."

„Warum um mich?"

„Was wird Jörn sagen, wenn er von unseren Verlusten erfährt?"

Erla zuckte ein wenig zusammen. Wie verwunderlich, daß sie bisher mit keinem Gedanken an Jörn gedacht hatte! Sie liebte ihn doch! Und sie war sicher, daß auch er sie liebte, aber es war ihr unmöglich, sich vorzustellen, daß Jörn einer bedrängten Lage gewachsen sein würde. In der Not würde Jörns Liebe vergehen. Daraus war ihm nicht einmal ein Vorwurf zu machen, fand Erla, und überraschte sich selber durch ihr Gerechtigkeitsgefühl: man konnte einem Windspiel nicht den Schutz von Haus und Hof zumuten. Erla lächelte über diesen Vergleich, obwohl sie jetzt zum ersten Male empfand, daß die Not, der sie vielleicht bald ausgesetzt sein würde, auch Bitterkeit brachte.

„Du weißt, daß Jörn versprochen hat", hörte sie ihre Mutter sagen, „zweihunderttausend Mark flüssig zu machen, sobald eure Heirat vor der Tür steht. Papa will ihn bitten, schon jetzt daran zu denken, das Geld herbeizuschaffen . . ."

Erla sprang auf. „Nie und nimmer, Mama!"

„Du fürchtest, er könnte . . . versagen?"

Frau Marguery bekam keine Antwort. Erla wandte sich um und ging langsam zu ihrem Platz am Flügel zurück.

„Ich wußte, daß du dich weigern würdest, an Jörn diese Zumutung zu stellen", sagte Frau Marguery, indem sie sich erhob und auf ihre Tochter zuging. „Du fürchtest, daß er eine solche Probe nicht besteht. Warum errötest du? Weder Papa noch ich werden dir einen Vorwurf daraus machen, daß deine Wahl auf Jörn gefallen ist. Du sollst dich nicht quälen! Wenn Papa heute oder morgen zurückkommt und schlechte Nachrichten bringt, so werde ich . . . den „Blue Star" verkaufen, und wir werden Jörn die allzu harte Probe ersparen . . ."

Erla erbleichte bis in die Lippen. Sie wollte widersprechen, wollte bekennen, daß der „Blue Star"" überhaupt nicht mehr vorhanden war, aber die Stimme versagte ihr. Sie schluchzte auf und verbarg das Gesicht am Halse ihrer Mutter.

IX.

Jan Jock langte am späten Nachmittag in Genua an. In einer Wechselstube des Bahnhofs tauschte er sein gutes deutsches Geld gegen ein ganzes Bündel abgerissener schmutziger Lirescheine ein, die seine Brieftasche bis zum Bersten füllten. Da er aber genau wußte, daß er trotz diesem Bündel eher ärmer als reicher geworden war, suchte er ein sehr bescheidenes Hotel auf, wo er ein noch bescheideneres Zimmer mietete, in dem er gerade genug Platz zum An- und Auskleiden hatte. Für die Enge des Raumes aber entschädigte ihn der Ausblick auf den Hafen. Jan rieb sich beim Anblick der zahlreichen lichterblitzenden Schiffe die Hände.

Morgen oder übermorgen! sagte er sich. John Neusselaar aus Boston war am Ende seiner mißglückten Laufbahn angelangt. Seine Papiere würden eine sehr unrühmliche Einäscherung erfahren, und aus der Asche stand der alte Jan Fock auf, der sich aus Luxushotels niemals viel gemacht hatte. Jan empfand beim Anblick der vielen Schiffe und des weiten Meeres ein Entzücken, wie es ein heiß Verliebter empfinden mag, nach schmerzlich langer Trennung endlich die Braut wiedersieht und die Aussicht hat, auf unabsehbar lange Zeit mit ihr vereint zu werden.

Eine warme, feuchte Luft wehte vom Meer herüber. Jan öffnete das winzige Fenster und schaute lange zum Hafen hinüber. Er hoffte, den vertrauten und geliebten Duft von Teer und Tang einatmen zu dürfen; aber es roch nur nach siedendem Öl und gebratenen Fischen. Irgendwoher aus der Dunkelheit kam die dudelnde Musik einer Ziehharmonika, ein paar Stimmen sangen dazu. Es war ein schwacher Ersatz für Teer- und Tanggeruch.

Wäre der hundertmal verwünschte Schmuck nicht in seiner Tasche gewesen, so hätte Jan sich sehr heiter und zukunftsfroh gefühlt. Das Meer mit seinen unendlichen Fernen lag vor ihm und öffnete ihm die mütterlichen Arme. Jan lächelte vor Erwartungsglück. Es war ein marternder Gedanke, sich vorzustellen, daß er morgen um diese Zeit möglichenfalls in der Polizeipräfektur zu San Remo sitzen konnte. Vor einer Verhaftung fürchtete sich Jan, und trotz dieser Furcht war er entschlossen, morgen geradenwegs zu jener Frau zu gehen und ihr den gestohlenen Schmuck wieder auszuhändigen.

Er sah das Bild dieser Wiederbegegnung im Geiste sehr deutlich vor sich: ohne Umschweife würde er bekennen, daß er gestohlen hatte. Er würde sie um Verzeihung bitten, weil sie seinetwegen in Ängste und Nöte gekommen war. Sicherlich würde sie über seine Erklärung sehr verblüfft sein und ihm Zeit geben, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Aber er hatte sie wenigstens doch noch einmal gesehen! Und um dieses Anblicks willen wollte er gern alle krummen Wege vermeiden und sich sogar der Gefahr einer Verhaftung aussetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Krümel hat Geburtstag.

Aus dem Leben eines kleinen Genießers.

Von **Käthe Brustat-Schnedermann.**

Wir Älteren sehen dem wieder einmal herannahenden Geburtstage mit gemischten Gefühlen entgegen, denn jedes vollendete Jahr bedeutet eine Verringerung unseres Lebensguthabens. Und es ist uns im allgemeinen am liebsten, wenn sich der Jahresring in aller Stille und unbeachtet schließt; namentlich die Weiblichkeit legt selten Wert darauf, daß man ihr, wie der Buche im Walde, die Jahre nachzählen kann. Von solchen Rücksichten und Empfindungen ist Krümel noch nicht angekränkelt; wenn man, wie er, noch in dem beneidenswerten Milchzahnalter ist, hat man ja so viel Zeit, so unendlich viel Zeit noch vor sich, daß man sie gar nicht schnell genug hinbringen kann! So sprach Krümel schon verschiedentlich den dringenden Wunsch aus, zweimal im Jahre Geburtstag zu feiern, denn er meint, die Zeit vom Juni, dem Monat seines Lebenseintritts, bis Weihnachten, wo er wieder „richtig" was geschenkt bekomme, sei doch gar zu lang! Es hat Mühe gekostet, ihm begreiflich zu machen, daß man diesen Tag der Ernte nicht nach Belieben wiederholen kann, und dann tröstet er sich damit, daß man ja den Geburtstagswunschzettel lang genug machen kann, um ihn für zwei Geburtstage, nein, für ein halbes Dutzend dieser freudigen Ereignisse völlig ausreichend zu gestalten! Dabei rechnet er ganz selbstverständlich von Anfang an nur mit der Erfüllung des bescheidensten Teiles seiner Wünsche. Er kennt das Wort: „Das kostet zu viel!" und ist gewohnt zu hören, daß kleine Jungens bescheiden sein müssen. Demgemäß findet sich hinter den meisten seiner Wünsche in Klammern die rührende kleine Versicherung: „Dies ist nicht teuer", oder gar die Summe des Kostenpunktes ist gleich daneben vermerkt. Und als er sich doch einmal eine „große" Sache gewünscht hat, versichert er emphatisch, daß er weiter auch gar nichts, nicht das Geringste haben wolle. Sollte Mutter aber doch noch eine großzügige Anwandlung haben, so macht er darauf aufmerksam, daß die Peitsche mit dem gelben Stiel fünfzig Pfennige billiger ist, als die mit dem braunen.

Ja, die Peitsche! Sie ist zum Haupt- und Glanzstück des diesjährigen Geburtstagswunschzettels ausersehen, sie beschäftigt die Phantasie des Siebenjährigen, nachdem ihm der Wunsch nach einem Fahrrad gleich in der Knospe geknickt worden ist. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich übrigens wieder einmal deutlich, daß Krümel glücklicherweise eine Leberecht-Hühnchen-Natur ist. Er besitzt im hohen Maße die Fähigkeit, seine Enttäuschungen so lange zu drehen und zu wenden, bis er Freuden an ihnen entdeckt hat; und so kommt er eine Viertelstunde, nachdem er die glatte Ablehnung dieses seines glühendsten Wunsches zwar tapfer, aber doch mit einem sehr schmerzlichen Lippenzucken entgegengenommen hat, freudestrahlend angestürzt mit der Feststellung: „Es ist doch man bloß gut, daß ich das Fahrrad vielleicht nächstes Jahr erst kriege, dann sind meine Beine so viel länger, — und dann kann ich auch besser Pedale treten!" —

Die Peitsche ist nun also in die vorderste Reihe der Wünsche gerückt, und als man verständnisloserweise meint, daß Krümel doch eigentlich nicht die geringste Verwendung dafür habe, da ist er grenzenlos erstaunt. „Aber Mutter," sagt er überlegen, „das ist doch klar, eine Peitsche brauche ich doch für mein Pferd!" Dieses Pferd hat große Ähnlichkeit mit dem Pegasus: es ist ein Luftgeschöpf. Und die einzigen realen Anzeichen seines etwaigen späteren Vorhandenseins sind zurzeit drei Hufeisen, die Krümel so nach und nach zugefunden hat, und dann, vom Geburtstage ab, natürlich — die Peitsche! Kein Rassehengst, kein Vollblüter, kein Derbysieger kann seinem Besitzer so viel Freude machen, kann so gehegt und gepflegt werden, so das Denken und Trachten eines Tierliebhabers erfüllen, wie dieses vorläufig nur in Krümels lebhafter Phantasie vorhandene Pferd. Ist Krümel nicht wirklich ein Lebenskünstler?

Und dann ist der große Tag gekommen, und Krümel, der sonst über einen gesegneten Schlaf verfügt, ist vor lauter Erwartung schon um sechs Uhr munter. Das Ankleiden und Waschen wird interessant gestaltet durch das Rätselraten, was auf dem Geburtstagstische liegen wird, und die Kunst dabei ist, ihm die einfachsten Dinge recht spannend zu benennen. Zum Beispiel: „Es hat keinen Schnabel und kann dich doch in den Finger beißen" — das ist das ebenfalls heißersehnte Taschenmesser, ohne das ein richtiger Junge ja natürlich nicht denkbar ist. Oder: „Es hat zehn Stimmen und singt doch nicht!" Das ist die Mundharmonika, mit der Krümel von nun an unsere Ohren — beleidigen wird. (Denn leider ist er als einziger in der Familie absolut unmusikalisch, und der Eifer muß bei ihm den Erfolg ersetzen.) Krümel zerbricht sich den Kopf über diese wunderbaren Dinge und steht nach einem Weilchen völlig überrascht vor seinen Schätzen; über ihrer Wirklichkeit aber ist alles radikal vergessen, was er sich sonst je erträumt hat. Alles übrige tritt vor diesem Dreigestirn zurück, insbesondere lassen ihn der blumengeschmückte Napfkuchen und die Tafel völlig kalt. „Das ist ja bloß was zu essen!" bemerkt er geringschätzig; dagegen ist der Lichterkranz sehr interessant, besonders deshalb, weil man nachher die Lichter selber auspusten darf! Krümel steht und staunt, und man weiß nicht, was mehr strahlt, die Lichter oder die blanken Kinderaugen, in denen sich das goldene Flimmern spiegelt. —

Dann geht Krümel freudebeflügelten Schritts zur Schule, und dort, so erzählt er später, gibt es zunächst einen kleinen Kummer. Freilich, der Lehrer gratuliert ihm feierlich vor der ganzen Klasse, was sehr erhebend und zugleich etwas genierlich ist. Aber dann fährt er fort, in dem guten Willen, das Geburtstagskind zu ehren und in der festen Meinung, damit große Freude zu stiften: „Da du nun schon so ein großer Junge bist, ganze sieben Jahre alt, so darf ich dich doch nicht mehr „Krümel" nennen! Ich werde dich also von jetzt ab beim Taufnamen rufen!" Aber zu seiner Bestürzung erfolgt hierauf ein Schmerzensausbruch des also Bedachten. Kinder haben ein feines Gefühl für Schattierungen, und Krümel will lieber das herzwarme Neckwort von dem geliebten Lehrer hören, als den ernsthaften und steifen Namen. „Das klingt so schattig!" sagt er und meint damit „kalt", und erst als ihm wiederholt versichert wird, er sei und bleibe der „Krümel", ist die Sonne an seinem Geburtstagshimmel richtig aufgegangen.

Nachmittags, das versteht sich, hat er sich seine „besten Freunde" eingeladen. Die Auswahl war sehr schwer und kostete viel Kopfzerbrechen, und nur der Hinweis darauf, daß für fünfundzwanzig Klassenkameraden der Kuchen nicht reicht, hat eine Siebung veranlaßt. Die fünf „Allerbesten", die denn endlich anrücken, entwickeln ohnehin einen beängstigenden Appetit, und mit Besorgnis sieht Krümel den Kuchen kleiner und kleiner werden. „Meine Mutter sagt, man darf nicht „stopfen", wenn man irgendwo eingeladen ist!" bemerkt er tendenziös und strafend, leider ohne den gewünschten Erfolg zu erzielen. Sie „stopfen" unentwegt weiter, und wieder hilft Krümels Leberecht-Hühnchen-Natur ihm über den Schicksalsschlag hinweg: „Es ist gut, daß der Kuchen alle ist," sagt er mit einem kleinen, wehmütigen Seufzer, „ich hätte mir doch bloß den Magen dran verdorben!"

Die Freunde haben sich natürlich auch ihrerseits für die Einladung erkenntlich gezeigt und bringen nun wie die Könige im Morgenlande ihre Gaben dar: Eine Tasse mit der Aufschrift: „Dem Geburtstagskinde", Murmeln, einen blanken Pfennig, die Glocke eines verabschiedeten Weckers. Einer legt gar als Wertobjekt eine tote Maus auf den Tisch des Hauses nieder und wundert sich höchlich, als er mit dieser Spende postwendend an die Luft befördert wird. Krümel nimmt alles mit Begeisterung entgegen, und als nun das Spielen beginnt, gehen die Wogen der Freude häuserhoch.

„Solchen schönen Geburtstag hab' ich seit Jahren nicht erlebt", stellt er abends im Bett fest, „ich freue mich schon auf den nächsten!" Und er läßt nicht nach, man muß über seinem Bette einen Kalender befestigen, auf dem er die Tage abstreichen kann, bis endlich, endlich ihre lange Reihe bis zum nächsten Geburtstage vorübergezogen sein wird. Was wird er sich dann, nächstes Jahr, wünschen?

Es ist doch wirklich ein Genießer, der Krümel!

Vergiftet.

Historische Skizze von Alfred Petto.

Herzog Albrecht, der Österreicher, saß beim Male. Sein Kinn schwitzte ein wenig, während er sich an den Fischen gütlich tat. — „Ein leckerer Imbiß!" lobte er zur Herzogin hinüber, seiner Gemahlin, die in der Reihe der Kinder saß und mit steifer, strenger Miene auf der Kinder anständiges Betragen achtete. Sie nickte und lächelte. Auch der Propst am anderen Tischende lächelte zustimmend.

Da hob sich der Herzog plötzlich polternd vom Sessel hoch, Blässe flog über sein Gesicht. Hastig führte er das Handtuch zum Munde, warf es fort und stürmte hinaus.

Was war geschehen, ist ihm übel geworden?

Man hörte jetzt seine Stimme von draußen kreischen, laut, gequält: „Schafft Wasser, — ich bin vergiftet!"

Und jetzt erschien er wieder in der hohen Türe, die er bollernd aufgeworfen hatte; er krümmte sich wie ein Wurm kurz und gepreßt, mit den Händen hielt er den Leib gepackt, als rase eine wilde Faunsglut durch seine Eingeweide.

Herzogin Elisabeth hatte Not, der Kinder Schreien und Gewimmer zu beruhigen, sie nahm die Knaben und Mädchen von den Stühlen und schaffte sie mit nervöser Hast aus dem Gemach; als sie fliegenden Atems wieder erschien, war der

Dompropst mit ungeschickten Händen bemüht, des Herzogs Rock und Binde und Gurt zu lockern.

Eine Stunde darauf ging des Herzogs Schreien hart und gellend durch alle Zimmer, er hatte sich in sein Schlafgemach eingeschlossen. Mit zerzaustem Haar und entblößten Leibes wälzte er sich in den Kissen des hohen Bettes hin und her; die Bedienten, die Kämmerlinge gingen auf den Zehen und tuschelten geheimnisvoll und mit erschrockenen Gesichtern, wenn sie einander begegneten: Er ist vergiftet, — man hat ihm Gift gegeben; nun wird Adolf, der Nassauer, triumphieren und für die Krone nichts mehr zu fürchten haben. Jedes Wort, das sie an den Türen erlauscht hatten, trugen sie brühwarm zur Herzogin, die weinend bei den Kindern wartete.

Nach einer Weile rief der Herzog. „Die Doktoren, — die Doktoren, geschwind!“ quetschte er heraus und sank dann plump in sich zusammen, stammelte, keuchte, murmelte. Der herbeigeeilte Leibdiener stand wie betäubt vor ihm; er sah wie das Licht der Sonne grell und frech auf den kranken Herzog schien; er schob die Vorhänge vor, zündete zwei, drei Lichter an und stellte sie vor das Bettgestell. Er bekreuzte sich, — der Herzog fuhr auf, schaute wie aus verworrenen Träumen. Dann bemerkte er die Lichter.

„Zum Henker, — ist es etwan so weit mit mir?“ lachte er höhnisch. Und da er den Alten erschrocken vor der grausen Todesbläffe seines Angesichts zurückweichen sah, hob er sich selbst aus den Kissen, beugte sich fluchend über die Bettkante und prustete die Lichter aus.

So war es dunkel, stockdunkel, als der Doktor und der Lizentiat das Gemach betraten. Es mußte wieder Licht angezündet werden. Sie fuhren zusammen, vergraust, erschüttert, als sie den Herzog sahen. Er stöhnte und ächzte, darauf bemerkte er sie. Sie verstanden seine Worte kaum. Er sagte, kalt und verbissen „Gift!“. Doch da sie noch zaudernd verweilten, bellte er sie an: „So ordinieret endlich etwas, Ihr Seelenkrämer! Gebt mir etwas in receptis, Lumpengesindel!“

Der knochige Arzt zog ein kleines Büchslein aus der Tasche, nahm den wassergefüllten Zinnkrug und warf eine erbsgroße Theriakpille hinein. Er zerrieb sie. Der Herzog sah mit mißtrauischer Miene zu und fragte: „Was ist das, he?“

„Theriaca Diataressone, Herzog, es wird das Gift betäuben!“ erwiderte gütig der Knochige, während er das Wasser rührte, bis es sich vollends verfärbte. Der Lizentiat, ein junger rotbackiger Jüngling knetete und pantschte derweil eine Wacholderlatwerge zurecht, die er mit Eichenblättern und herben Ingredienzen vermischte.

Und immer sah der Herzog mit störrischer, prüfender Verächtlichkeit ihrem Tun und Treiben zu. Er nahm den Theriaktrunk, er schüttelte sich nach dem Genusse vor Ekel und schauderte bitter zusammen, doch als der Lizentiat ihm auf einem Löffel die Latwerge reichte, linkisch, unbeholfen, da ergriff Albrecht das Theriakbüchslein und schleuderte es wütend gegen den Jüngling. Der wich ihm aus, stotterte ein verschüchtertes „Vergebung!“ über die ängstlichen Lippen.

Der Herzog lag und stellte sich fast auf den Kopf vor Schmerzen. Er verwünschte Medizin und Theriakkrämer in alle Höllen, begehrte Wasser und Wasser und floß in Schweiß.

Die Ärzte standen ratlos da, sahen ihm mit mitleidigen, hängenden Blicken zu, wie er sich wand.

Dann erprobten sie das letzte Mittel. Es war zur damaligen Zeit sehr im Schwange; man glaubte, daß es half:

Sie banden dem Herzog, der sich nur unwillig und mit schwachem Stöhnen fügte, Stricke um die Fußfesseln, hoben ihn aus den Kissen und legten ihn vor das Bett. Das andere Ende des Seiles warfen sie um die obere Kante des fast zweimannhohen Betthauptes und zogen den Kranken so, den Kopf nach unten hängend, hoch, bis er frei und ledig baumelte. Es hatte Mühe gekostet. Sie fürchteten, des Herzogs Leib ein wenig unglimpflich zu behandeln.

Er hing nun da mit hochrotem Kopfe und dickgeschwollenen Stirnadern, murrte und fluchte ohnmächtig über alle Ärztekunst. Man hoffte damals durch diese Tortur das Gift den Körper hinab zum Kopfe zu treiben, wo es durch die Augen, die Nase oder den Mund dann seinen Ausfluß nehmen könnte.

Aus des Kranken Mund, über die blutgeschwollenen, aufgedunsenen Lippen quoll jetzt der Theriaksaft, er sprudelte ihn heraus, und auch die Speisen des heutigen Imbisses kamen hervor.

„Seht, seht Ihr, Herr Lizentiatus, wie das Gift nun ausfließt!“

Der Lizentiat nickte nur mit verächtlichem Lächeln. Er lachte über die ganze komische Situation, in welcher der Kranke baumelte; denn er glaubte, daß der Herzog an nichts anderem leide denn an — Leibschmerzen, Versteckungen in den Eingeweiden. Und er schüttelte den jungen Kopf.

Der Mund des Kranken öffnete sich jetzt wieder zwischen den dicken Lippen, klebrig, schleimig. Und jetzt stieß eine braune, zähe Flüssigkeit hervor, lief die eingefallene Backe hinab in das linke Auge. Dort zwischen den zugekniffenen Wimpern verschwand das braungrüne Theriakbächlein. Der Kranke zuckte zusammen. Schwer, schütternd, ächzend ging es durch den hangenden Körper.

Blutrot war ihm der Kopf angelaufen, die Adern an Schläfen und Stirne waren dick, zum Zerplatzen aufgequollen.

Da lösten sie ihn wieder und legten ihn in die Kissen zurück. Er kuschelte sich wohlig darin zurecht und schlief bald mit lautem Schnarchen. Das magere Gesicht war jetzt leichenblaß. Die Stoppeln des schwarzen Bartes umrandeten die eckigen Kinnbacken mit breiten, blauen Schatten.

So lag er jetzt da, des großen Rudolf von Habsburg Sohn, der mit gierigen Händen nach der deutschen Kaiserkrone langte; so lagen die schweren Kissen über ihm und bedeckten seinen abgemagerten Körper und die vor Schwäche zitternden Beine. Wilde Träume schwärmten durch seinen unruhigen Schlaf: eines besaß er, vom Vater die Reichskleinodien, das Schwert mit dem Wehrgehänge, den Mantel mit den Armspangen, die goldene, edelsteinbesetzte Krone, das Zepter und den kreuzgekrönten Reichsapfel. Danach reckten sich des Nassauers habgierige, dürre und magere Hände aus, — so träumte er bis in den hellen Morgen hinein.

Da tat er die Augen auf, das eine schmerzte, die Augenlider brannten, er tastete darüber mit den Fingern und fühlte, daß es angeschwollen war. Er kniff das andere zu, riß dieses auf, prüfte, immer ängstlicher und erregter, — und dann brüllte er laut und wild durch das Haus.

Der Herzog auf einem Auge blind! Die Hoffnung, die noch immer leise in ihm geflackert, war jählings erloschen, als das Auge zwar geheilt, doch nicht mehr, wie er wohl merkte, im Besitze seiner Sehkraft war.

Der Einäugige ging umher, lachte nicht, sprach nicht, auch schalt er nicht, sondern murmelte, redete mit sich; den Knaben tätschelte er die Backen, die Mädchen nahm er auf die Knie und erzählte ihnen von Tristan, dem Bärenritter und Gudrun.

Die Reichsinsignien erfreuten ihn auch nicht mehr; er gab sie eines Tages mit bittersüßem, vergrämtem Lächeln an den Nassauer her, der inzwischen zum Kaiser gewählt worden war.

Das eine Auge, das blinde, lächelte dabei so seltsam starr, hohl und glotzend mit, als sei es ihm schier wunderlich, wie versöhnlich doch das andere, das gesunde, mit einem Male zu lächeln verstand.



* **Wie Haydn um seinen Kopf gekommen ist.** Als im Jahre 1820 Fürst Paul Esterhazy mit Einwilligung der Regierung die Gebeine Joseph Haydns, des berühmten Tonsetzers, der am 31. Mai 1803 gestorben war, in Wien ausgraben ließ, um sie in der fürstlichen Gruft in Eisenstadt beisetzen zu lassen, zeigten sich die Knochen noch mit den Kleidern angetan, in denen man die Leiche gebettet hatte. Auch die Perücke erwies sich noch ziemlich gut erhalten, nur der Körperteil, den sie decken sollte, das ehrwürdige und geniale Haupt des großen Meisters, fehlte. Natürlich erregte die Tatsache allgemeines Aufsehen. „Wo ist Haydns Kopf geblieben?“ fragte die ganze Welt, ohne daß man darauf eine Antwort finden konnte. Endlich ermittelte die Polizei den Täter. Dieser war ein gewisser Johann Nepomuk Peter, Verwalter des k. k. Strafhauses in der Leopoldstadt, der ein leidenschaftlicher Jünger der Schädellehre war, und der schon viele Schädel berühmter Männer gesammelt hatte. Er hatte nächtlicherweile das Grab geöffnet und das Haupt der Leiche geraubt. Anfangs behauptete der Täter zwar, er besitze den Schädel nicht mehr, sondern habe ihn einem Freunde verehrt; schließlich brachte er aber doch den Schädel herbei, angeblich denjenigen Haydns. Die Anatomie ermittelte ihn aber als den eines zwanzigjährigen Menschen. Später gab Nepomuk Peter den Totenkopf eines Greises an Stelle des vorigen, den Haydn nun in die Gruft bekam. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, daß der große Komponist dadurch einen falschen Kopf bekommen hat, während der richtige vielleicht in geheimnisvoller Verborgenheit weilt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.